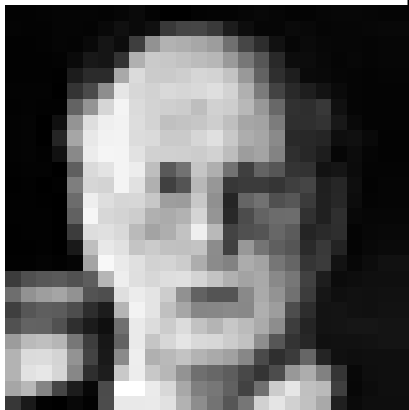


Die St. Vither Zeitschrift "Krautgarten - Forum für junge Literatur" hat Ende November eine neue Ausgabe veröffentlicht. Schwerpunktthemen sind eine Hommage an Ernst Jandl, ein Nachruf zu Chiquet Mawet und ein Auszug aus dem Werk "La matière de l'écriture" des Autoren Georges-Arthur Goldschmidt. Der Herausgeber vom "Krautgarten", Bruno Kartheuser, hat einen Teil dieses Werkes ins Deutsche übertragen. Mit freundlicher Genehmigung veröffentlichen wir daraus einen Auszug. Die Abbildungen

auf dieser Seite sind Reproduktionen von Werken des belgischen Künstlers Eric Legrain, der den neuen "Krautgarten" illustriert hat.

"Krautgarten" ist über ein Abonnement zu beziehen (4 Ausgaben / 2 Jahre, 1.200 LUF, BIL-Dexia 5-166-3426-300, Vermerk "Krautgarten St. Vith")



IN ZWEI SPRACHEN SCHREIBEN

Aus: *La matière de l'écriture (Circé)*

Der Klang der Stimmen, der Wind, das Haus, der Garten, die Wege oder die Schule sind die Sedimente des Selbstseins. Die Sprache, das ist der Zug, der in der Abendstille hoch auf seinen Rädern auf dem Hintergrund einer untergehenden Sonne vorbeifährt; es sind die weißen und schwarzen Barrieren des Bahnübergangs mitten im Wald; die Sprache, das ist die Hand des Vaters, die diejenige des Kindes an schattigen Stellen fester drückt; die Muttersprache - sie hat sogar ein Wort dafür, *rascheln* -, das sind die Schichten toter Blätter, die von den Schritten eingedrückt werden und sich braun und feucht umdrehen, das sind die gequetschten Äpfel, die man auf dem Weidengeflecht im Keller sortiert; die Sprache, das ist auch *Struwelpeter*, und die Märchen von Grimm und das Gruseln, das sie begleitet, die genüssliche Angst, die den Rücken aushöhlt, wenn man sie am Abend vorgelesen bekommt. Die Sprache, das ist das Reiben der Lederschürze der Pferdekutscher oder der Geruch des verbrannten Horns der Pferde, die man beschlägt.

Aber die Sprache ist auch die Furcht vor dem *gelben Onkel*, wie man auf Deutsch sagt, der Bambusstock des Schullehrers, der meist ein Seelenzerstörer ist. Die Sprache, das sind die *Seppelhosen*, kurze lederne Hosen, und die seltsamen Gerüche, die man nur stückweise auffängt; die vermengten Ängste, jene vor der körperlichen Züchtigung,

Nichts ist seltsamer als die nach den Launen der Geschichte erlebte Zweisprachigkeit, eine tägliche Überraschung, die sich ständig erneuert. Zwei Sprachen im Kopf haben oder eher keine einzige - man befindet sich mitten in der äußersten und stummen Klarheit der eigenen Dauer, die nach der Laune der Umstände von der einen Sprache zur anderen pendelt, nie aber in beiden zugleich ist.

Mit zehn Jahren ist man im Vollbesitz der Muttersprache, man erlebt sie in den Wesen, die einen umgeben, man nimmt sie mit dem ganzen Körper auf, man ist von ihr bis ins Innerste durchdrungen. Die Muttersprache hat dem Selbst Beständigkeit gegeben und was seltsam ist, ihre Klarheit und ihre Beredsamkeit machen sie stumm. Es gibt nur eine einzige Art, von ihr zu sprechen, nämlich sie zu sprechen; sie kann nichts in einer anderen Sprache von sich selbst sagen, außer sich selbst beschreiben.

die damals so sehr angewandt wurde und die so vieles in der Entwicklung Deutschlands in dieser noch so nahen Zeit erklärt, die noch größere Angst vor einem unbekannten Fehler, und dann die tägliche Angst vor den Uniformen in der Farbe von Entenscheiße, vor den dröhnenden vorgeschriebenen Grüßen mit ausgestrecktem Arm und *Heil Hitler!*, da es verboten war, sich Guten Tag oder Guten Abend zu sagen, man mußte *deutsch* grüßen, wie es hieß.

Denn die Sprache wurde, es sei wiederholt, in ihrer Tiefe auf unauslöschliche Weise von dem geprägt, wozu man sie verwandte, und gleich ob man es will oder nicht daß man davon Zeuge gewesen ist, läßt einen für immer die Verletzung behalten, selbst die Stimmlage des sprachlichen Erinnerns ist davon geprägt.

Sehr früh nämlich, ab 1936 oder 1937, wurde die Sprache in der *angoisse* erlebt, oder war es die *peur*? Wie wir sehen, unterscheidet das Deutsche die beiden nicht voneinander, die Angst in jedem Fall, auch wenn sie wirklich nichts Literarisches hat, die dennoch stets am Anfang des Schreibens stand wie für alle andern auch. Doch die Sprache hatte sozusagen ihre eigene Koinästhesie errichtet, der Horizont war gegeben, die Entdeckung des umgebenden Raums war zu jedem Zeitpunkt von der Sprache geprägt, der Sitz des Selbst von ihr geformt, und schon lernte man das unterscheiden, was in der Sprache selbst nicht dem entsprach, was gesagt war: diese unerbittliche Verbindung zwischen Ziererei und Brutalität.

Es bestand auf dem Grund der Sprache eine grundlegende Verschiebung, ein Zwischenraum, den man nicht definieren konnte, den man aber umso stärker wahrnahm, zwischen einer Sprache, die Schrecken säte, und jener, in der man seine eigene Vertrautheit, die an sich

schon genügend beunruhigend war, erlebte.

Um zu ermessen, in welchem Maße der Gebrauch der deutschen Sprache vom Nazismus verdorben wurde, sollte man aufmerksam das Buch des deutschen Schriftstellers Ludwig Harig *Weh dem, der aus der Reihe tanzt* lesen.

Nie wurde eine Sprache in einem solchen Maße vom Verbrechen verdorben und in Verse und Musik umgesetzt, so daß man selbst auf dem Schulweg die mörderischen Hymnen sang. Man war schon Gegenstand der Hinrichtung und wurde auch noch deren Komplize. Ein ganzes Volk wurde dazu verurteilt, eine Sprache zu teilen, die es - lesen wir nach bei La Boétie - selbst mit installiert und ihr selbst entfremdet hatte.

Es gibt im Französischen nicht viele Möglichkeiten, den schrecklichen Zugriff dieser Sprache zu vermitteln, die zugleich steif und verwirbelt war und - entgegen dem Anschein - so wenig ihrer eigenen Überlieferung entsprang.

Welche Gemeinsamkeit gibt es zwischen den Märchen von Grimm, ihrer kurzen, klaren Sprache, ihrem beschreibenden und einfachen Wortschatz, und der gepreßten und verschrobenen Sprache der Nazis, deren Worthaufen zunehmend das tägliche Leben bis in die letzten Winkel besetzte?

Welche Gemeinsamkeit gab es zwischen dem kürzesten und ergreifendsten aller jemals in der Kindheit gelernten Gedichte, der *Mondnacht* von Joseph von Eichendorff, und der dicken und versteiften Sprache der Rudolf Binding, Friedrich Blunk und Hans Carossa, mit denen man schon die Lesefibeln der Primarschule ausstattete?

Dort lernte man die *Lorelei*, das stimmt, aber mit dem Zusatz "Dichter unbekannt". Das Gedicht ist von Heinrich Heine, einem konvertierten Juden, einem der am meisten ausgegrenzten Dichter, da er zum ererbten Geburtsfehler die Vorliebe für die Freiheit und Frankreich fügte, alles Gründe, um ihn 1933 als ersten auf dem Scheiterhaufen der Bücher zu verbrennen, obschon er vor nahezu hundert Jahren in Paris gestorben war. Aber man konnte dieses vermutlich deutscheste aller Gedichte, die jemals geschrieben wurden, nicht entbehren.

(...)

Aus: *La matière de l'écriture. Leçons de poétique*, Lyon 1996 - 1997, von Georges-Arthur Goldschmidt, ins Deutsche übertragen von Bruno Kartheuser (2000)